

REZENSIONEN

Fleckner, Uwe/Warnke, Martin/Ziegler, Hendrik (Hg.), Handbuch der politischen Ikonographie, 2 Bände [Band I: Abdankung bis Huldigung, 519 S., Band II: Imperator bis Zwerg, 618 S.], 2. Aufl., München 2011, 98,- €.

Rezensiert von Jens Ruppenthal

„Die Menschen urteilen im allgemeinen mehr nach dem, was sie mit den Augen sehen, als nach dem, was sie mit den Händen greifen; denn jedem wird es einmal zuteil, etwas in Augenschein zu nehmen; aber nur wenige haben Gelegenheit, etwas zu berühren. Jeder sieht, was du scheinst, und nur wenige fühlen, was du bist. Und diese wenigen wagen es nicht, sich der Meinung der großen Masse entgegenzustellen, die die Majestät des Staates, der sie schützt, auf ihrer Seite hat.“ – Niccolò Machiavellis Urteil zweifellos zeitlos. Mit dem Verweis auf diese Passage der epochalen Schrift „Il principe“ verorten die Herausgeber Fleckner, Warnke und Ziegler in ihrem Vorwort den Beginn des Diskurses über Nutzen und Kritik des Gebrauchs visueller Mittel der Herrschaftsausübung in der Renaissance. Freilich gab es politische Ikonographie nicht erst an der Wende zur Neuzeit, vielmehr stellt sie eine bis in die Antike reichende Konstante in der Geschichte politischer Repräsentation dar, wie die insgesamt 141 Beiträge und „weit über tausend exemplarischen Abbildungen“ (S. 7) des vorliegenden Handbuchs belegen. Die beiden Bände – mit ihrer augenzwinkernden Aufteilung der Stichworte – enthalten ein extrem breites Spektrum politischer Ikonographie, d.h. es finden sich keineswegs nur Stichworte mit einer offensichtlich politischen Dimension (z.B. Demokratie, Krönung oder Rebellion), sondern auch solche, die nicht in erster Linie oder nur mittelbar mit Herrschaftsrepräsentation in Verbindung zu bringen sind (z.B. Naturkatastrophe, Pflasterstein oder Zwerg). Das Niveau der Beiträge ist insgesamt hoch; wo es schwankt, liegt dies jedoch nicht an der Politiknähe oder -ferne des jeweiligen Betrachtungsgegenstands.

Das Thema bewegt sich an den Schnittstellen von Kunstgeschichte, Geschichte und Politikwissenschaft, ohne dass in einer dieser Disziplinen eine Begriffsdefinition für „politische Ikonographie“ existiere, wie die Herausgeber betonen. Das Ziel des Handbuchs sei es, die zeitgenössische „Faszination politischer Bildstrategien [...] zum nüchternen Gegenstand kunsthistorischer Forschungen zu machen“ (S. 8). Das Werk ist allerdings für alle drei genannten Fächer von Interesse. Das Vorwort muss zugleich die Funktion einer Einleitung erfüllen. Die Beiträge sind in einem Stichwortverzeichnis erfasst; ferner gibt es einen Bildnachweis und ein Namenregister, leider aber kein Verzeichnis der über 90 Autorinnen und Autoren. Obgleich das Handbuch in der Konzeption auf den Bildindex des Warburg-Hauses in Hamburg rekurriert, folgen seine Beiträge laut den Herausgebern keinem vorgegebenen „Begriffskanon“ (S. 11). Die Texte bilden ein ausgesprochen

breites thematisches Spektrum ab. Es gelingt zwar nicht immer, die „gelenkte Inszenierung“ (S. 10) im Einzelnen nachvollziehbar zu machen, doch in der Gesamtheit füllen die vielen Beispiele die Formulierung „politische Ikonographie“ in überzeugender Weise mit Inhalt.

Die Betrachtung einiger ausgewählter Texte soll im Folgenden einen Querschnitt durch das Handbuch bieten, beginnend mit einem Beitrag, dessen Zuordnung zum Feld der politischen Ikonographie leicht fällt: In Thomas W. Gaethgens Beitrag zum Stichwort „Begegnung von Herrschern“, wird deutlich, dass als Rezipienten visueller Maßnahmen nicht nur die Regierten, sondern auch andere Regierende in Frage kamen. So gaben Fürsten Gemälde in Auftrag, die sie gemeinsam mit einem oder mehreren Gleichrangigen zeigten, um etwa ein Bündnis oder einen Friedensschluss für die Nachwelt im Bild festzuhalten und sich dabei als *primus inter pares* zu stilisieren. Auch solche Bilder von Herrscherbegegnungen, die erst nach dem Tod der Abgebildeten entstanden, stellten das Verhältnis der Großen zueinander in einem für die eigene Nation vorteilhaften Licht dar. Die malerischen Möglichkeiten zur Präsentation von Parteien, Zugehörigkeiten und Unter- bzw. Überlegenheit waren mannigfaltig und wurden natürlich im Zeitalter der Fotografie nicht geringer. Auch politisch unwichtigen Begegnungen konnte so Bedeutung verschafft werden.

Während Bilder von Herrscherbegegnungen also gewissermaßen die politische Ikonographie in Potenz boten, lässt das Stichwort der „*Damatio memoriae*“ im ersten Moment das genaue Gegenteil erwarten. Dabei geht es jedoch nicht einfach darum, Bilder der politischen Repräsentation zu beseitigen, um etwa eine in Ungnade gefallene Person gezielt dem kollektiven Vergessen anheimfallen zu lassen. Beim „Versuch, durch einen Eingriff in das Gedächtnis der Menschheit eine Korrektur historischer Tatsachen vorzunehmen“ (S. 215), differenziert Uwe Fleckner zwischen der tatsächlichen Tilgung einer gemalten Person oder der Zerstörung einer Statue und der Umgestaltung solcher Abbilder. In der Antike nicht ungewöhnlich war beispielsweise die bewusste Sichtbarmachung von Veränderungen an einer Statue, um dem Betrachter die geänderte offizielle Bewertung – mitunter auch zum Zwecke der Einschüchterung – zu verdeutlichen. Wer ein neues Kaisergesicht auf einem alten Kaisertorso installierte, machte die *damnatio* zu einem nachvollziehbaren Vorgang.

Mit dem technischen Wandel wuchsen indes die Möglichkeiten, wie das Handbuch mit einem eigenen Stichwort zur „Fotofälschung“ klarmacht. Zur Schnittfläche beider Stichworte sind vor allem Beispiele aus der Sowjetunion geläufig. Neben der Foto-Retusche beschreibt Ulrich Keller freilich vor allem fotografische Inszenierungen, die seit dem 19. Jahrhundert gängige Praxis waren. Insbesondere Inszenierungen sind bis heute ein Beispiel aktiv und bewusst geschaffener politischer Ikonographie. Obgleich die Manipulation respektive Fälschung von Fotografien aufgrund der Technik eine moderne Erscheinung darstellt, kommt doch der zitierte Machiavelli in den Sinn, wenn Keller resümiert: „Politik- und Mediensymbiosen von wachsender Komplexität haben seit 1900 entschieden, was die Bürger von einem Zeitereignis zu sehen oder nicht zu sehen bekommen“ (S. 364).

Es zeigt sich quasi auf halber Strecke, dass in manchen Beiträgen eher die Inhalte visueller Repräsentation oder Inszenierung im Zentrum der Betrachtung stehen, während in anderen der Schwerpunkt auf den Medien liegt. Der Grund hierfür liegt häufig im Vorgehen der Autorin oder des Autors und weniger in der Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstands. Zugleich soll das nicht heißen, dass bei allen Stichworten Medien und themenspezifischer politischer Einsatz stets gleich ergiebig untersucht werden können. Dafür allerdings wäre die Landkarte ein geeigneter Gegenstand. Obgleich Regine Gerhardt wiederum dem Kartengebrauch mehr Aufmerksamkeit widmet als dem ikonographischen Gehalt, gelingt es ihr anhand bekannter und weniger bekannter Beispiele, die vielschichtige Nutzung und Wirkung von Karten im politischen Raum zu verdeutlichen. Dabei erscheinen Reduktion und Abstraktion als Mittel kartografischer Technik und politischer Repräsentation gleichermaßen. Epochen übergreifend eigneten sich Landkarten ideal für Inszenierungen und Ansprüche von Dynastien und Staaten. Zugleich wirkten sie über den Bereich politischer Beziehungen hinaus. Generell profitierten sie von einer verbreiteten „Kartengläubigkeit“ (S. 84), die wohl nur vom Authentizitätsversprechen der Fotografie übertroffen wurde.

Dagegen ließe sich über die Aufnahme des Beitrags zum Stichwort Majestätsbeleidigung in das Handbuch streiten. Wohlgermerkt, das Stichwort ist naheliegend und vielversprechend, doch Hendrik Ziegler beschränkt seine Ausführungen beinahe ausschließlich auf majestätskritische Karikaturen in Frankreich, England und Deutschland, die zu Rechtsfällen wurden. Ziegler sieht darin einen „sehr zuverlässigen [...] Gradmesser“ für den Umgang mit einer bestimmten Form von Herrscherkritik, räumt aber wenige Zeilen weiter ein, dass sich „in Europa kaum mehr als zwanzig“ entsprechende Gerichtsverfahren „für die Zeit vom 17. bis zum 20. Jahrhundert nachweisen lassen“ (S. 117f.). Neben der arg eng gefassten Fragestellung und der schmalen Quellengrundlage weist der Beitrag zudem Überschneidungen mit dem Text zur „Karikatur“ auf, die über das oft unvermeidbare und manchmal wünschenswerte Maß hinausgehen. Übrigens können sowohl dieser Beitrag als auch derjenige zur „Landkarte“ – oder auch der zum „Schlachtenbild“ – als Beispiel dafür dienen, dass ein Teil der Abbildungen in beiden Bänden zu klein ist, um die Darlegungen im Text nachzuvollziehen. Bei der hohen Gesamtzahl an Abbildungen hätte ein größerer Abdruck der zu klein geratenen Bilder die Herausgeber sicherlich vor redaktionelle Probleme gestellt. Indes die Mehrzahl der Abbildungen ihren Zweck erfüllt, wäre doch eine engere Auswahl zugunsten der Bildgröße sinnvoll gewesen.

Als letztes Beispiel sei der Pflasterstein genannt. Er ist nicht ohne Weiteres in diesem Handbuch zu erwarten, weil der ursprüngliche Verwendungszweck dieses Gegenstands zunächst keine politischen bzw. ikonographischen Qualitäten aufzuweisen scheint. Tatsächlich repräsentierten gepflasterte Straßen seit dem Hochmittelalter und verstärkt seit der Frühen Neuzeit zumindest in Frankreich – hierauf beschränken sich die Ausführungen von Kathrin Rottmanns Artikel – den Einfluss des Herrschers auf Landschaften und Städte. Indem das Volk in der Revolution die in einheitlichen Materialien und Strukturen angelegten Straßen aufbrach, brachte es das Grundelement der die staatliche Macht repräsentierenden Infra-

struktur gegen ebenjene Macht zum Einsatz. Seine Symbolkraft bezog der Pflasterstein aus dieser Umfunktionierung vom „Pflaster des Königs“ zum Baustein der revolutionären Barrikaden. Eine entsprechende zeitgenössische Wahrnehmung bezeugt die prominente Abbildung von Pflastersteinmauern und Pflastersteinbergen auf Gemälden zu den Revolutionen von 1830, 1848 und 1871. Vielfach ist zudem eine Rück-Umdeutung zu beobachten, wenn nach einem politisch-gesellschaftlichen Umsturz die Steine wieder an ihren Platz kommen. An einem Beispiel aus der frühen Sowjetunion zeigt Rottmann, wie die Restaurierung des Pflasters gezielt als Befestigung der neuen Ordnung propagiert wurde. An dieser Stelle könnte man sich an die Kairoer Bürger erinnert fühlen, die nach dem Sturz Hosni Mubaraks die Bordsteine ihrer Viertel mit einem frischen Anstrich versahen und sich dabei über Tage von Fernsehkameras aus aller Welt filmen ließen. Bis auf die Erwähnung, dass breitere Straßen und andere Straßenbeläge seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die ausreichende Beschaffung und sinnvolle Verwendung der Steine für den Barrikadenbau zunehmend erschwerten, thematisiert Rottmann allerdings nicht, dass Pflastersteine schlicht und einfach praktisch für städtische Aufstände waren und dass damit bei allem Symbolgehalt der Zufall eine wichtige Rolle spielt. Interessant ist also vor allem auch die Ikonisierung eines massenhaft hergestellten Alltagsgegenstands.

Damit wird deutlich, was das Handbuch der politischen Ikonographie insgesamt auszeichnet: Es belegt und beleuchtet eine große Bandbreite von Beispielen der politischen Bildsprache und führt gerade vermittels unerwarteter Stichworte immer wieder auf Wahrnehmungsebenen, deren politisches Potenzial sich erst auf den zweiten Blick erschließt. Damit regt es nicht nur zum Nachschlagen bekannter Begriffe, sondern auch zum Aufspüren und Einnehmen neuer politisch-ikonographischer Perspektiven an. Ein Handbuch im eigentlichen Sinne sind die beiden Bände aufgrund ihres exemplarischen Charakters allerdings nicht. Obwohl die Beiträge keineswegs den sprichwörtlichen bunten Blumenstrauß bilden und weit mehr als nur eine Sammlung alphabetisch geordneter Schlaglichter sind, vermisst man dennoch ein systematisierendes Kapitel. Darin hätte neben dem Versuch der Strukturierung von politischer Ikonographie als Gesamtphänomen auch zur Sprache kommen können, warum Beispiele aus anderen Weltregionen oder die Kolonialreiche weitgehend außen vor geblieben sind. Es ließe sich fragen: Wie europäisch ist politische Ikonographie?

Dr. Jens Ruppenthal, Köln

Helmut Walser Smith (Hg.), *Oxford Handbook of Modern German History* (Oxford Handbooks in History), 863 S., Oxford University Press, Oxford 2011, 115,60 €.

Rezensiert von Michael Fröhlich

Handbücher wollen nicht auf Regalen verstauben, sondern informieren. Ungeachtet ihrer Bezeichnung sind sie oft nicht sehr handlich. Ihre Seitenzahlen sprengen das gewohnte Maß, das sich leicht bewältigen lässt; die Zahl der Mitwirkenden sorgt in der Regel für inhaltliche Pluralität, weniger für übergreifende Verknüpfung. Sie suggerieren Einheitlichkeit, die in der Regel weder durch Vor- noch Nachworte eingelöst werden kann. Ihr wissenschaftlicher Anspruch ist hoch. Die Autoren sind anerkannte Repräsentanten ihres Fachs und Themas. Das hält sie auch davon ab, in Anmerkungen die literatur- und fachwissenschaftlichen Verästelungen zu dokumentieren, die für den ersten Überblick möglicherweise irritierend wären. Handbücher basieren nicht auf Quellen und ihrer Präsentation. Sie bewegen sich eher auf einer Metaebene. Sicher sind sie z.T. Chronikgeschichte, aber kein modernes Handbuch wird sich darauf beschränken, lediglich die Ereignisse des Jahres „1848“ zu beschreiben. Die einzelnen Verfasser sichten und sammeln Interpretationen, stellen sie gegen- und nebeneinander, prüfen ihre Plausibilität und entscheiden sich am Ende bewusst für eine Deutung, die ein hohes Maß an Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen kann. Sie begründen keine „Sonderwege“, wohl aber Maßstäbe, die letztlich nach einer Diskursgeschichte rufen. Insofern stellen sie im Idealfall die Frage, wie sich Menschen mit ihrer Geschichte in einem größeren Zeitrahmen arrangierten.

Damit steht hinter jedem Handbuch der unausgesprochene Appell, sich mit der Vergangenheit kritisch auseinanderzusetzen. Handbücher – das ist die erste These dieser Rezension, und sie gilt auch für das „Handbook of Modern German History“ – sind nicht für den interessierten Laien geschrieben, sondern für den Fachmann, der auf seinem Weg die historischen Abgründe und Querstraßen erkennt und mit sicherem Gespür den Weg der Wahrscheinlichkeit sucht. Handbücher haben in den letzten Jahren auch deshalb an Komplexität gewonnen, weil ihr Deutungsanspruch zunehmend höher geworden ist und neue Erkenntnisse eher auf internationaler oder globaler Ebene gesucht werden. Historische Abläufe werden nur noch selten chronologisch und national vorgestellt, sondern meist vergleichend, grenz- und zeitüberschreitend, mit einer internationalen Autorenschaft, die für Vielseitigkeit bürgt. Wer sich durch das „Handbook of Modern German History“ durchgearbeitet hat, Absatz für Absatz, Aufsatz für Aufsatz, ist mit den Grundzügen der deutschen Geschichte, mit den Kontroversen der Forschung, mit der deutsch-britischen Perzeption und den historischen Leitfäden der Diskussion wohl vertraut – und fragt nach den genuinen Ansprüchen des Forscherteams.

Helmut Walser Smith stellt in seiner Einleitung die Wesenszüge des Bandes heraus, mit denen die Autoren sich identifizieren. Danach ist es allgemeiner Konsens, dass es auf den über 800 Seiten nicht um nationale deutsche Geschichte geht und auch nicht ausschließlich um die Sicht der Nachbarn, die in mannigfacher

Hinsicht von ihr betroffen waren. Das Ziel ist die Verschränkung dieser Perspektiven, ihre Internationalisierung und Verankerung in dem europäischen historischen Kontext. Die Autoren haben sich damit zwar nicht völlig von der Debatte über den deutschen Sonderweg verabschiedet, aber sie ordnen sie „central organizing principles“ (S. 1) unter, die sie relativieren, spezifizieren, kurz: die sie einfach in den Hintergrund stellen. Ein weiterer Anspruch dieses Handbuchs kreist um den Umgang mit der Chronologie. Überzeugende und einschneidende Zäsuren zu finden, ist auf den ersten Blick vergleichsweise leicht, aber dieser Befund gibt keine Auskunft auf die Frage, welcher analytische Rahmen den Problemen angemessen ist. Nationalismus und Nationalstaat drückten der deutschen Geschichte ihren Stempel auf, aber nicht alle historischen Ereignisse der letzten Jahrhunderte lassen sich unter diesen Überschriften vereinen.

Das Handbuch möchte beides leisten, ein chronologisches Gerüst festzurren und die Verknüpfung mit einem analytischen Gebäude herstellen, das in seiner Monumentalität die größere Aufmerksamkeit beansprucht. Die Verbindungselemente sind „reference points“: Der Siebenjährige Krieg und die Entwicklung des österreichisch-preußischen Dualismus, die Industrielle Revolution und der Weg zur nationalen Einigung, der Zusammenbruch des Nazi-Reichs und die Gründung einer neuen Staatenwelt in Europa, schließlich: die osteuropäische Revolution und ihre Ausläufer in das 21. Jahrhundert. In diesem historischen Kontext mag man Schwerpunkte vermissen, aber diese Tatsache ist letztlich dem Anspruch geschuldet, einen neuen Weg – „a novel attempt“ – vorzustellen. Natürlich ist der Erste Weltkrieg auf 22 Seiten ein Thema, aber vielleicht nicht in der gewohnten Weise. Benjamin Ziemann verleiht seinem eindrucksvollen Essay die Überschrift „Germany 1914-1918. Total War as a Catalyst of Change“. Ziemann verzichtet auf jeden „noise of exploding shells“ (S. 392) und erklärt sehr überzeugend, dass das unvorstellbare menschliche Leid nur dann zu einem Wandel der Gesellschaft beitrug, wenn es symbolisch kommuniziert werden konnte. Auf den Seiten zuvor geht es nicht nur um die Relativierung der Kriegsbegeisterung, Ziemann beschreibt hauptsächlich die Veränderung der Politik, der „changing representation of politics“ (S. 380ff), die Mobilisierung, die Teilnahme und den Weg zur Revolution. Wer auf diesen Seiten nach militärischen Strategien sucht, wie sie beispielsweise Michael Howard in kleinen und großen Büchern beschreibt, wird nicht fündig. Ziemanns Gedanken führen zu der Forderung, den Ersten Weltkrieg als „catalyst of change in German Society and politics“ (S. 394) zu begreifen, weniger als fundamentale Ursache für Wandel. Diese mikroskopische Sicht ist wohl weniger eine Relativierung der bisherigen Forschung als vielmehr eine historische Verlängerung und Feinzielisierung. Eine Konsequenz dieser Deutung soll zitiert werden: „Last, but not least, it is worth mentioning that more radical anti-Semitic ideas had become mainstream among circles of the extreme right already before the war“ (S. 394f.). Ziemann nimmt die Diskussion mit Modris Eksteins, George L. Mosse und anderen auf, um den Gedanken der „major caesura“ (S. 378) zu relativieren und in den Details die vielfältigen Schattierungen auszumachen, die in ihrer Gesamtheit zu der Urkatastrophe geführt haben.

Dieser Aufsatz widerspricht auf den ersten Blick dem gewählten Konzept des Herausgebers, auf den zweiten liest er sich wie ein Appell, historische Zäsuren systematisch zu sezieren und in ein „Vor“- und „Nachher“ zu integrieren. Oder anders gefragt: Wie nützlich sind historische Zäsuren für die geschichtliche Perception? Ist man gut beraten, sie in ihrer Bedeutung kleiner zu schreiben, weil sie unsere Augen vor Kontinuitäten und Diskontinuitäten verschließen? Jeder historische Alltag glänzt durch seine Singularität, auch wenn sich einzelne Tage bisweilen bündeln lassen, wie in diesem Buch auch. Der erste Teil ist mit „History“ überschrieben: Es geht um die „Origins of Modern Germany“, um die „Senses of Place“ und um „Women and Men“. Teil Zwei beschreibt Staaten, Menschen und den Weg zur Nation von 1760 bis 1860, er ist so umfassend, wie die Worte andeuten. Teil Drei thematisiert „Germany: The Nation State“ und endet mit dem Jahr 1948. Bezeichnenderweise geht es auch hier wieder um die Auflösung von Grenzen: „On the Move: Mobility, Migration, and Nation, 1880-1948“. Teil Vier widmet sich den Jahren 1945-89, dem Zusammenbruch und der Befreiung, den beiden deutschen Staaten, den Revolutionen in den sechziger Jahren, der Industrialisierung, der Suche nach Religion und Bedeutung, der Kultur und der Einbettung der beiden deutschen Staaten in eine internationale Welt. Zeit und Rahmen, die sich in einem hohen Maße für eine Internationalisierung und transnationale Geschichtsschreibung geeignet hätten. Wurden sie genutzt? Teil Fünf verschreibt sich dem „Annus Mirabilis“ und – gewissermaßen in einem Anhang – „Germany and European Integration since 1945“ und dem „Ziel“ einer multikulturellen Gesellschaft.

In der Summe sind es 35 Aufsätze, vier Karten, 15 tabellarsiche Übersichten und vier graphische Darstellungen. Ein Sach- und Personenindex beschließen den Band. Anmerkungen und Literatur befinden sich am Ende des jeweiligen Aufsatzes. Auf Fotografien und Bilder haben die Verantwortlichen verzichtet, leider auch auf ein Kapitel zur deutschen Geschichtsschreibung in den drei Jahrhunderten, das wären gewiß spannende Seiten geworden.

Wer sich mit diesen Seiten auseinandersetzt, im Detail und im Allgemeinen, selektiv oder umfassend kann nur über die hohe Dichte der Informationen staunen, über die Hartnäckigkeit, Bekanntes zu zerbröseln und zu neuen historischen Sätzen zusammenzufügen, über den Wunsch, immer wieder neue transnationale Blickwinkel einzunehmen, über den Abschied von der konventionellen Chronologie, zumindest in kräftigen Ansätzen. Alles in allem also begegnet der Leser auf den Seiten dem Wunsch, dem Handbuch den Hauch des Klassischen abzustreifen, konventionelle Deutungen auf neue Wege zu führen und eine transnationale Geschichtsschreibung beispielhaft zu veranschaulichen. Auch ohne diese Zielsetzungen sind die Aufsätze in höchstem Maße lehrreich und anregend, professionell im Kleinen wie im Großen. Wer zu diesem Buch greift, darf Anspruch erwarten und wird in dieser Erwartung auch nicht getäuscht. Möglicherweise ist den Autoren schon während ihrer Arbeit bewußt geworden, dass sie an einem Werk für den Fachmann arbeiten, an einem Handbuch, das in hoher Dichte diverse Metaebenen der Darstellung verknüpft und wieder auflöst, um sich erneut in das lohnenswerte Abenteuer zu stürzen, Altbekanntes freundlich-kritisch zu betrachten.

Chris Lorenz schreibt im "Oxford Handbook of Historical Writing" (Bd 5, S. 34): "The lasting legacy of the period 1970-1990 and of narrativism appears to be the awareness of the theoretical impossibility of a 'God's eye point of view' and thus of the circumstance that all our knowledge of the past is mediated by representations and perspectives. Traditionally there are textual representations, but there is a growing awareness that audio and visual representations are becoming increasingly important at the expense of the textual type." Diese substantielle Beobachtung dürfte erst recht für Handbücher gelten. Was beschreiben sie? Wen erreichen sie? Was ist ihre Intention? Was ihre Wirkung? Keine Frage, das „Handbook of Modern German History“ gehört in jedes historische Seminar und in jede Bibliothek, die den Anspruch auf Information, Verlässlichkeit, eben Wissenschaftlichkeit im wahrsten Sinne des Wortes erhebt. Aber Verlag und Herausgeber müssen sich trotz aller Exzellenz die Frage stellen, wie „textual representations“ mit anderen Medien konkurrieren können, die sie in diesem Buch souverän auf den zweiten Platz verdrängt haben.

PD Dr. Michael Fröhlich, Bonn

Birte Wassenberg, Joachim Beck (Hrsg.), *Vivre e penser la coopération transfrontalière (Vol. 4) : les régions frontalières sensibles*, Stuttgart 2011.

Rezensiert von Guido Thiemeyer

Der vorliegende Band ist der vierte und letzte einer Reihe, die sich mit der Bedeutung von Grenzregionen in Europa vor allem nach 1945 beschäftigt und geht auf eine Tagung in Straßburg zurück. Grenzregionen spielen eine besondere Rolle in Europa: Einerseits zielt die Politik der Europäischen Integration seit 1952 darauf ab, Grenzen zwischen den Nationalstaaten durchlässiger zu machen, das heißt ihre Bedeutung zu verringern. Andererseits kann von einer Abschaffung der Grenzen keine Rede sein. Sie spielen nach wie vor eine wichtige Rolle, in politischer und kultureller Hinsicht vor allem. Der vorliegende Band beschäftigt sich im Schwerpunkt mit so genannten sensiblen Grenzregionen, also solchen, in denen der grenzüberschreitende Kontakt besonders schwierig war und ist. Der Band ist dreigeteilt: In einem ersten Kapitel gehen vier Autoren der Frage nach, was eine „sensible“ Grenzregion ist. Eine besondere Rolle spielten hierbei die historische Dimension und die praktischen Erfahrungen der Zeitgenossen. Historische Erfahrung wirkt auf die Gegenwart und es kommt dann darauf an, wie die Zeitgenossen mit dieser Erfahrung umgehen und diese in Bezug auf die Gegenwart anwenden. Sylvain Schirmann arbeitet vier Phasen grenzüberschreitender Zusammenarbeit in Europa zwischen dem 19. Jahrhundert und der Gegenwart heraus. Tendenziell, so seine These, wurden die Grenzen dabei immer durchlässiger, nicht zuletzt durch die Politik der Europäischen Union seit 1992. Dabei geht es nicht nur um nationa-

le und regionale politische Grenzen. Eine Schwierigkeit der Grenzerforschung ist, dies wird in dem Beitrag von Birte Wassenberg deutlich, dass ein Unterschied zwischen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Grenzen besteht. Alle drei Dimensionen können, müssen aber nicht in eins fallen. Erst wenn eine Grenze in kultureller, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht Konflikte aufwirft, kann man aus ihrer Sicht von einer sensiblen Grenze sprechen. Hinzu kommt der funktionale Aspekt der Grenze: Diese kann trennend wirken, bietet aber zugleich auch Schutz von außen. Schließlich gilt es die dynamischen Aspekte der Grenzen zu berücksichtigen. Die Grenzen von gestern können heute schon keine Rolle mehr spielen, umgekehrt können dort, wo keine Grenzen existierten plötzlich welche errichtet werden.

Der zweite Teil dieses Bandes fragt nach den Faktoren, die eine Grenzregion „sensibel“ machen. Generell spielen Autonomiebewegungen, Nationalismus, wirtschaftliche Ungleichgewichte und kulturelle Differenzen eine Rolle. Was genau macht eine Grenze zur Grenze? Anne Dussap-Köhler berichtet aus der Praxis der grenzüberschreitenden Kooperation am Oberrhein. Trotz aller Bemühungen um eine grenzüberschreitende Kooperation ist die deutsch-französische Grenze vor allen in sprachlicher und administrativer Hinsicht von Bedeutung für das Alltagsleben der Anwohner. Zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommt auch Gérard Trauband, der eine Umfrage unter 240 Referendaren an französischen Schulen die Bedeutung der Grenze erforscht hat. Hier jedoch muss gefragt werden, warum gerade diese Gruppe ausgewählt wurde und ob sie tatsächlich repräsentativ für die Gesamtbevölkerung ist. Joachim Beck systematisiert diese Berichte aus dem Alltag der grenznahen Administration am Oberrhein und sieht die transnationale Kooperation an der Grenze als ein Sub-System, das zwischen der Makro-Ebene des Nationalstaates und der Mikro-Ebene der Region angesiedelt ist. Dabei werden diese Sub-Systeme nicht nur von der regionalen und nationalen Ebene beeinflusst, sondern auch von der europäischen. Sonia Parayre und Sophie Simon weisen in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der Europäischen Charta der regionalen und Minderheitssprachen hin, die im Rahmen des Europarates 1992 verabschiedet wurde. Einen anderen Aspekt beleuchtet Sibö Janssen in seinem Aufsatz über Regionalismen innerhalb des belgischen Nationalstaates. Auch wenn man diesen Beitrag mit Gewinn liest, fragt man sich doch, inwieweit die Situation in Belgien mit jener am Oberrhein vergleichbar ist. Leider bleibt die Frage offen.

Im dritten Teil sollen die theoretischen Ansätze des ersten Abschnitts mit den empirischen Daten des zweiten Kapitels zusammengeführt werden. Insgesamt sieben Beiträge untersuchen die konkreten Bedingungen von Grenzen und ihre Konflikte in Europa. Hier werden Fallbeispiele über das Elsass (Martial Libéra), Nordirland (Andy Pollak), den Donauraum (Jürgen Dieringer, Peter Langer und Patricia Laukò), das Banat (Emmanuel Bioteau), die polnisch-ukrainische Grenze (Oleksandr Svyetlov), die polnisch-tschechische Grenze in Schlesien (Marek Olaszewski) und die Konflikte an der spanisch-marokanischen Grenze (Saida Latmani) thematisiert. Auch hier sind die Beiträge verschieden: Martial Libéra, Andy Pollak und Saida Latmani liefern konzise historische Überblicke über die konkreten Konflikte der verschiedenen Grenzregionen, die die theoretischen Überlegun-

gen von Sylvain Schirmann trefflich ergänzen und präzisieren. Andere Fallbeispiele schildern dagegen praktische Probleme der Gegenwart.

Insgesamt zeigt der Band die Bedeutung eines in der europäischen Integrationsforschung bislang wenig beachteten Phänomens und schlägt wichtige erste Schneisen in ein Forschungsgebiet. Andererseits wirken die Beiträge des Bandes oft sehr heterogen. Hier wäre es sinnvoll gewesen, wenn die Herausgeber den Autoren konkrete Fragestellungen und Analysekatégorien an die Hand gegeben hätten, nach denen die Beiträge gegliedert werden.

Prof. Dr. Guido Thiemeyer, Cergy-Pontoise